



Experteninterview mit Dr. Katja Leuchtenberger

Bei diesem Interview handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines mündlichen Gesprächs, das am 09.12.2022 als Videokonferenz stattfand. Frau Dr. Katja Leuchtenberger ist momentan als stellvertretende Leiterin der Arbeitsstelle Uwe Johnson-Werkausgabe an der Universität Rostock tätig. Zuvor arbeitete sie unter anderem als Lektorin für Literatur- und Sprachwissenschaft im Akademie Verlag.

Philip Iser: Frau Leuchtenberger, die Aufgabe der Arbeitsstelle Uwe Johnson-Werkausgabe ist die „historisch-kritische Edition der Werke, Schriften und Briefe in gedruckter in digitaler Form“¹. Zum Einstieg in unser Gespräch daher die Frage: Wozu macht man Bücher, die es schon gibt, und warum auch noch als digitale Edition?

Dr. Katja Leuchtenberger: Dazu muss ich zuerst sagen: Wir edieren nicht *nur* Texte, von denen es bereits Buchausgaben gibt, aber wir edieren *auch* solche Texte. Wir erarbeiten in der Uwe Johnson-Werkausgabe eine Edition sämtlicher Werke, Schriften und Briefe von Uwe Johnson in historisch-kritischer Vollständigkeit. Und wir edieren direkt aus dem Nachlass, sodass in dieser Gesamtedition sehr viel Unveröffentlichtes enthalten sein wird, etwa Werkfragmente oder Schriften, die noch nicht veröffentlicht sind, vor allem aber Briefe. Die Abteilung Briefe ist mit einem Umfang von sieben Bänden in ca. 24 Teilbänden kalkuliert und macht damit etwa die Hälfte der gesamten Werkausgabe aus. Und gerade in dieser Abteilung werden viele unveröffentlichte Archivschätze gehoben, etwa Briefwechsel zwischen Johnson und Schriftstellerkolleg:innen oder Politiker:innen. Übrigens auch zwischen Johnson und Schüler:innen: Wenn Schüler:innen Johnson Briefe geschrieben haben, etwa weil sie im Rahmen einer Schulaufgabe Fragen zu seinem Werk hatten, hat er meistens sehr geduldig geantwortet, und diese Schülerbriefe edieren wir zusammen mit anderen Leser:innenbriefen im Band „Briefwechsel mit Lesern und Leuten“.

Die entsprechenden Bände kommen alle noch, aber für solche Bände mit unveröffentlichten Texten müssen wir als Editoren sehr viel mehr Fragen im Vorfeld klären. Deswegen haben wir mit denjenigen Büchern angefangen, die es schon gibt, nämlich mit

¹ Mitarbeiter:innprofil: Dr. Katja Leuchtenberger. In: Internetauftritt des Instituts für Germanistik an der Universität Rostock. URL: <https://www.germanistik.uni-rostock.de/lehrende/wiss-mitarbeiterinnen-und-mitarbeiter/dr-katja-leuchtenberger/>

den von Johnson zu Lebzeiten veröffentlichten Texten, die im Rahmen einer vollständigen historisch-kritischen Edition, die alle Werke eines Autors enthalten soll, natürlich auch noch einmal erscheinen. In diesem Zusammenhang haben mich Schüler:innen gefragt: Warum machen Sie Bücher, die es schon gibt? Schließlich liegen bereits Erstausgaben und auch Taschenbuchausgaben von diesen Texten vor. Wenn man die Frage umdreht, stellt sie sich im Grunde so: Was ist der Mehrwert dessen, was wir tun? Was stellen wir diesen Texten an die Seite, was bisher nicht existierte? Und das ist ziemlich viel.

Zum einen bieten wir ein fundiertes Nachwort, das erzählt, wie der Text zustande gekommen ist, in welcher Schreibsituation Uwe Johnson sich befand zu der jeweiligen Zeit, mit welchen Themen er sich beschäftigte. Zum anderen gibt es einen ausführlichen Stellenkommentar und einen Anhang, der ebenfalls eine Möglichkeit bietet, sich die Texte zu erschließen. Der Text wird also ergänzt durch historische Informationen, etwa zu Personen und Orten, durch Sacherklärungen zu bestimmten Begriffen, durch Kennzeichnung literarischer Zitate. Und dadurch, dass wir aus dem Archiv edieren, können wir tatsächlich einen Einblick in die Arbeitsweise des Autors gewähren. Aus dem Archiv zu edieren bedeutet schließlich, in das Uwe Johnson-Archiv, das nahezu vollständig in Rostock liegt, einzutauchen und zu schauen, welche Dokumente und Entwurfsstufen zu einem Text dort liegen. Auch ein Autor wie Johnson hat keinen druckfertigen Text auf das Papier geworfen und ihn dann an den Verlag gereicht. Vielmehr hat er daran gearbeitet, gestrichen, umgestellt, eingefügt, ergänzt, verworfen, neu gemacht. In der Wendung „historisch-kritische Edition“ ist mit dem Begriff „kritisch“ das Sichtbarmachen dieses Prozesses gemeint. Man meint damit eine Textkritik, die unterschiedliche Stufen mit Blick auf die Entstehung des Textes vergleicht und für Leser:innen auswertet und aufbereitet. So erhält man auch einen Einblick in die Werkstatt des Autors und kann ihm dabei über die Schulter gucken, wie er schreibt. Das ist natürlich ein Mehrwert, den es in den von Johnson zum Druck freigegebenen Erstausgaben der 1950er-, 1960er- und 1970er-Jahre nicht gibt.

Insofern edieren wir zwar Werke, von denen es bereits Ausgaben gibt, aber wir machen sie ganz anders – wir stellen sehr viel mehr Material bereit. Und dies tun wir eigentlich nicht nur einmal, sondern gleich zweimal: In Print und im Digitalen verfolgen wir teilweise unterschiedliche Konzepte, um natürlich auch die Möglichkeiten der verschiedenen Medien bestmöglich zu nutzen.

Iser: Würden Sie also sagen, dass diese Hybridedition zum Ziel hat, die jeweiligen medialen Eigenschaften zu nutzen, d.h. den begrenzten Raum bei der Printedition und den zumindest technisch unbegrenzten Raum der digitalen Edition? Liegt hierin der Sinn einer hybriden Edition?

Leuchtenberger: Das kann man so sagen, weil man mit beiden Editionsarten verschiedene Nutzungsverhalten anspricht. Es wird ja immer viel über Zielgruppen gesprochen. Ich persönlich würde sagen, dass ein und dieselbe Zielgruppe unterschiedliche Nutzungsverhalten an den Tag legen kann, und behaupten, dass ein Roman von Uwe Johnson vor allem zur genussvollen Lektüre einladen sollte. Der Text ist primär für Leser:innen geschrieben und nicht für Nutzer:innen, die jedes Wort dreimal umdrehen. Zu einem genussvollen Lesen gehört im Zweifel auch, sich einfach ein Buch zu nehmen und sich damit auf das Sofa, in den Park, auf den Steg, wohin auch immer zu setzen und zu lesen. Das ist aber eher eine lineare Lektüre, wohingegen man sich im Digitalen auch sehr schnell – je nach Neugier, Erkenntnisinteresse und Experimentierfreude – aus diesem linearen Lesen rausbewegt. Das kann man in einem Buch auch, es ist aber anders. Im Digitalen geht es sehr schnell um Klickwege, die auch neue Möglichkeiten eröffnen. Insofern würde ich sagen: Ja, das von Ihnen Genannte ist einer der Gründe, warum man sich entscheidet, eine Edition sowohl in Buchform als auch digital zu machen. Wobei der Begriff „hybrid“ eigentlich irreführend ist, denn er weckt die Vorstellung einer Mischung. Das ist aber in unserem Fall gar nicht gemeint, vielmehr geht es darum, bei gemeinsamen Inhalten jedes Medium für sich bestmöglich zu nutzen.

Iser: Bei der Erarbeitung der Uwe Johnson-Werkausgabe arbeiten Sie mit dem Suhrkamp Verlag zusammen, also einem Publikumsverlag. Welche Rolle spielen im Kontext dieser Kooperation unterschiedliche Zielgruppen für Ihre Editionstätigkeit?

3

Leuchtenberger: Das spielt schon eine Rolle, wobei diese Grenzen immer auch fließend sind und die Klassifizierung als ‚Publikumsverlag‘ deshalb nie ganz eindeutig ist. Auch der Suhrkamp Verlag hat ein ausgewiesenes wissenschaftliches und wissenschaftlich fundiertes Programm, zu dem wir gehören. Aber es ist eben kein reiner Wissenschaftsverlag. Bei Akademienvorhaben wie dem unseren können die einzelnen Ausgaben schnell vierstellige Seitenzahlen und dreistellige Preise erreichen. Das wollten wir nicht. Wir möchten den Fokus auf das Buch legen, das man gern in die Hand nimmt und mit dem man sich gern auf den besagten Steg am See setzt oder in den Park. Dieses Buch darf deshalb einen bestimmten Umfang auch nicht überschreiten. Das ist uns wichtig, und trotzdem sind wir, weil wir ein Akademienvorhaben sind, einer höchsten Wissenschaftlichkeit verpflichtet. Das bedeutet, dass wir unsere Zielgruppen in Nutzungsverhalten aufteilen, wie ich das eben schon skizziert habe. Auch Fachwissenschaftler:innen, die sich sehr viel mit Uwe Johnson beschäftigt haben, lesen die Texte mit großer Freude und gehören somit trotzdem noch zur Zielgruppe „Leser:innen“. Dazu gibt es noch wissenschaftliche oder lernende Interessen anderer Art, etwa von Studierenden oder in der Schule. In der Zusammenarbeit mit Suhrkamp als ‚Publikumsverlag‘, wenn man es so nennen will, überlegen wir daher intensiv, was gute Zugänge sind, die man in so einem Buch bieten kann.

Ein einfaches Beispiel: Obwohl wir viel Wissenschaft betreiben und den Texten zahlreiche Zusatzinformationen geben, fängt unser Buch immer auf Seite sieben – also direkt nach den Verlagsinformationen und dem Titelblatt – mit dem Johnson-Text an, zum Beispiel mit dem Romananfang. Wir verzichten zu Beginn des Buches bewusst auf ein Vorwort, auf einen großen editorischen Apparat, durch den man sich erstmal vorwärts arbeiten müsste. Vielmehr steigen unsere Leser:innen direkt in den Text ein, der auch nicht mit Fußnoten oder Ähnlichem unterbrochen wird. Stattdessen ist der ganze editorische Apparat dem edierten Text nachgeordnet, steht also hinten im Buch. Dies beruht auf Entscheidungen, die das oben skizzierte Leseverhalten der genussvollen Lektüre in den Vordergrund stellen. Wenn es dann um zusätzliche Inhalte geht, etwa um die Textkritik, muss man natürlich für das Buch bestimmte Entscheidungen treffen, wie sich das nachvollziehbar darstellen lässt. So bieten wir ausgewählte Abbildungen von Archivalien, damit sich unsere Leser:innen vorstellen können, was wir meinen, wenn wir sagen: „Das sind Entwurfsstufen von Uwe Johnsons Texten. So sieht es aus, wenn er mit der Schreibmaschine geschrieben und dann darin handschriftlich korrigiert hat.“ Davon braucht man ja zunächst eine visuelle Vorstellung, deshalb beschreiben wir das überlieferte Material zusätzlich auch im Nachwort.

Erst auf dieser Grundlage kann man beim Lesen die Auswahl an Textänderungen, die wir in unserer sogenannten textkritischen Kommentierung treffen, überhaupt nachvollziehen. Textkritische Kommentierung bedeutet: Wir kommentieren einzelne Textstellen im Hinblick darauf, wie sie sich im Laufe des Arbeitsprozesses verändert haben. Dabei versuchen wir, exemplarisch auszuwählen und ein weites Spektrum abzudecken: Hat Johnson an Figuren gearbeitet, an Daten, Zahlen, Fakten, an der Sprache, an Handlungselementen, an der Atmosphäre? Das bleibt im Buch natürlich bei einer Auswahl. Im Digitalen ist man flexibler, weil man keine Auswahl treffen muss, sondern alle Facsimiles vollständig bereitstellen und mit Transkriptionen zur vergleichenden Lektüre nebeneinanderstellen kann.

Wir haben genau überlegt, wie wir im Buch textkritische Inhalte sprachlich vermitteln können. Für die textkritische Kommentierung haben wir uns für eine streng formalisierte und klar definierte Sprache entschieden, die sich ganz auf die eigentlichen Änderungsprozesse konzentriert. Jeder kann intuitiv verstehen, was eine Ersetzung ist, was eine Streichung, was eine Einfügung. Wir definieren diese Begriffe sehr eng im editionswissenschaftlichen Sinn und verwenden sie dann in immer wiederkehrenden, streng standardisierten Formulierungen, um Johnsons Arbeit am Text zu beschreiben. Durch diese klare Regelmäßigkeit und ein begrenztes, aber eindeutiges Vokabular können unsere Leser:innen komplexe, an hohen editionswissenschaftlichen Ansprüchen entwickelte Inhalte auch dann nachvollziehen, wenn sie nicht vom Fach sind. Das war uns wichtig, daher haben wir es ausprobiert: Im Zuge der Entwicklung des Kommentars haben wir Ausschnitte an Probeleser:innen aus verschiedenen Zielgruppen gegeben:

Schüler:innen waren dabei, auch Studierende, Lehrer:innen, alle möglichen privaten Leser:innen bis in die Großelterngeneration hinein. Wir haben nachgefragt, ob unsere Beschreibungssprache verständlich ist, und wir haben nachgebessert, bis wir zufrieden waren.

Bei Zielgruppen geht es natürlich auch um historisches Wissen. Wir haben es bei Uwe Johnson mit einem Autor zu tun, der viel über die Zeit der deutsch-deutschen Teilung geschrieben hat. Auf der einen Seite stehen heute Leser:innen, die sich daran erinnern können, wie es war, an der Berliner Mauer entlang zu spazieren. Auf der anderen Seite stehen Schüler:innen, die zwar keine eigenen Erinnerungen haben, aber noch ihre Eltern und Großeltern danach fragen können. Dieses Erfahrungswissen wird verblassen, das müssen wir bei unserer Sachkommentierung berücksichtigen, etwa wenn wir politische Zusammenhänge erläutern. Der Kommentar sollte so gestaltet sein, dass man den Text und seinen historischen Kontext auch in Zukunft verstehen kann. Dieses zielgruppengerechte Schreiben geht bis hin zu technischen Aspekten, etwa der Erklärung von historischen Drucktechniken und den damit einhergehenden medialen Voraussetzungen der Entstehung eines Buches.

Iser: Eine zentrale Eigenschaft digitaler Editionen ist, dass sie häufig bereits im Betastadium, d.h. als Work in Progress online gehen. Worin liegen Ihrer Meinung nach hier die Vorteile und die Nachteile?

Leuchtenberger: Das ist tatsächlich eine Frage, mit der wir uns im Grunde jeden einzelnen Tag beschäftigen, denn Beta heißt nicht, dass man etwas ganz Unfertiges abliefern darf. Jedes Editionsprojekt überlegt sich sehr genau, an welchem Punkt der Arbeit ein Stadium erreicht ist, das zur Nutzung zur Verfügung gestellt werden kann, ohne als ‚unfertig‘ zu gelten. Bei aller Vorsicht bleibt ein solches Stadium aber natürlich ein Work in Progress. Das heißt im Kern, dass man keine fertige Vollversion online stellt, sondern etwas, das man sowohl in den Inhalten als auch in der Struktur und der Funktionalität sukzessive vervollständigen und verbessern kann.

Das bringt viele Vorteile mit sich. Wir haben in der Uwe Johnson-Werkausgabe mit dem Roman *Mutmassungen über Jakob* (1959) angefangen, und wir arbeiten digital noch an ihm. Zunächst haben wir ein Viertel des Textes, nämlich das erste Kapitel, als Beta online gestellt. Anschließend haben wir nach und nach zwei weitere Viertel ergänzt und mit immer mehr und besseren Nutzungsmöglichkeiten versehen. Demnächst stehen wir dann vor der Vollversion. Bevor wir diesen Schritt gehen, machen wir im Team einen Probelauf, wo jeder von uns diese Version mit den eigenen Nutzungsgewohnheiten und -bedürfnissen abgleicht und nach Verbesserungsmöglichkeiten sucht. Diese Integrierung des Praxistests in die Entwicklung der Website halte ich für den ganz klaren Vorteil, weil eine *Websiteentwicklung* zwingend eine andere Perspektive auf die Sache erfordert als eine *Websitennutzung*.

Wieder ein ganz konkretes Beispiel: Man kann sich auf unserer Website eine Sachkommentierung einzelner Textstellen anzeigen lassen und auch Verlinkungen zu anderen Sachkommentaren nutzen. Was in der allerersten Version vergessen wurde, war die Möglichkeit der direkten Rückkehr zu der Stelle, an der man den Leseprozess unterbrochen hat. Derartige Erkenntnisse und Verbesserungsansätze ergeben sich manchmal erst aus der Nutzung.

Ein weiteres Beispiel: Wir haben Einführungsfilme für unsere Website produziert, die zeigen, was auf dem Bildschirm passieren muss, damit man bestimmte Funktionalitäten nutzen kann. Das gibt es als Film, damit man möglichst niedrigschwellig in unsere Edition hineinkommt. Trotzdem haben uns Rückfragen zu den Funktionalitäten erreicht, aus denen wir schließen konnten, dass diese Film-Tutorials einfach nicht prominent genug auf der Website positioniert waren. Deshalb haben wir sie jetzt so platziert, dass sie schneller ins Auge fallen. Auf diese Weise kann man die Perspektive der Nutzer:innen miteinbeziehen.

Ein anderer Vorteil ist die stetige Erweiterung der Edition, die dazu führt, dass auch inhaltlich abgeschlossene Bände im Digitalen nachträglich weiter angereichert werden können. Nehmen wir das Beispiel der Briefe, in denen Johnson Schüler:innen ihre Fragen zu seinen Werken beantwortet und die wir gern nutzen, um in unserem Sachkommentar Johnson mit Johnson zu kommentieren. Eingebettet in den Stellenkommentar zu einem Roman, sind das erst einmal einzelne Zitate, die aus dem Briefkontext herausgelöst sind. Sobald auch der Band mit den Schülerbriefen, also der erwähnte „Briefwechsel mit Lesern und Leuten“, digital publiziert ist, können wir die Zitate untereinander verlinken, vom Briefband in den Roman und umgekehrt. Dann kann sich, wer mag, von der Romanstelle weg direkt in die vollständigen Briefe klicken und je nach Laune einfach die Schülerbriefe weiterlesen. Dieses nachträgliche, vernetzende Arbeiten ist etwas, das die digitale Edition abrundet, weil sie mit jedem Aufwuchs an Material aktualisiert werden kann und muss.

Ein offensichtlicher Vorteil des Digitalen ist natürlich, dass sich Fehler und Fehlstellen korrigieren lassen. Mit Fehlstellen meine ich Fälle, in denen wir beispielsweise wissen, dass es in einer Textstelle um einen Film geht, dass wir aber im Rahmen unserer Recherchen nicht ermitteln konnten, um welchen Film genau. Es kann nun sein, dass es jemand bei der Lektüre erkennt und uns helfen kann, diese Leerstelle zu füllen, und das können wir im Digitalen dann nachtragen. Im Buch geht so etwas nicht.

Oder die letzten unlesbaren Handschriftenstellen, an denen selbst wir Johnson-Experten uns manchmal noch die Zähne ausbeißen, weil Johnson eine wirklich schwierige Handschrift hatte. Deshalb bleiben in der Edition zuweilen Stellen stehen, die wir als unleserlich angeben müssen. Die ‚Schwarmintelligenz‘ der Nutzer:innen kann später vielleicht helfen, herauszufinden, was an diesen Stellen tatsächlich geschrieben steht. Ähnliches gilt bei klassischen Druckfehlern. Als ehemalige Lektorin weiß ich, dass es

kein druckfehlerfreies Buch gibt. Da kann man im Digitalen natürlich auch im Nachhinein noch verbessern. Andererseits kann das auch gerade der Nachteil sein, weil sich das Gefühl des Abschlusses eines Arbeitsprozesses nicht einstellt, der bei der Veröffentlichung eines Buches immer eine große Freude ist.

Iser: Sie waren vor Ihrer jetzigen Tätigkeit an der Universität Rostock erst wissenschaftliche Mitarbeiterin im Theodor-Fontane-Archiv sowie in der Museumsabteilung des Deutschen Literaturarchivs Marbach und zuletzt Lektorin für Literatur- und Sprachwissenschaft im Akademie Verlag. Wie beeinflussen diese Erfahrungen Ihre jetzige (Editions-)Arbeit?

Leuchtenberger: Erheblich. Im Grunde profitiere ich in meinem heutigen Job von allem, was ich je gemacht habe. Das beginnt bei den Jobs, mit denen ich mir mein Studium finanziert habe, z.B. habe ich in Immobilienfirmen Datenbanken gepflegt. Das hilft mir heute, weil ich sehr viel in Datenbanken denken muss. Im Fontane-Archiv und im Deutschen Literaturarchiv Marbach habe ich natürlich Archivarbeit gelernt: den Umgang mit und den Blick für Archivalien, den Umgang mit Handschriften. Im Deutschen Literaturarchiv habe ich als Mitkuratorin die erste Dauerausstellung im Literaturmuseum der Moderne eingerichtet. Dort habe ich das zielgruppengerechte und sehr knappe, sachlich präzise Schreiben gelernt. Wir hatten damals, in dieser ersten Dauerausstellung, die 2006 eröffnet wurde, über 1.000 Exponate. Ein beeindruckendes Raumbild, durch das man sich dann sozusagen über thematische Verschlagwortung, über Themenführung hindurchnavigieren konnte. Dazu wurde ein digitaler Museumsführer entwickelt, in dem für jedes Exponat ein Kommentar mit 500 Zeichen inklusive Leerzeichen zur Verfügung stand. Man musste sich also pro Exponat sehr genau überlegen, womit man diesen Kommentar füllt, auch in Bezug auf unterschiedliche Zielgruppen: Nach Marbach kommen Fachwissenschaftler, die an Spezialthemen forschen, aber es kommen auch ganz ‚normale‘ Museumsbesucher ohne dezidiert wissenschaftlichen Anspruch. Man muss also immer einen Spagat zwischen verschiedenen Zielgruppen machen.

Und, ja, dann war ich sieben Jahre im Akademie Verlag, also einem reinen Wissenschaftsverlag, wo ich neben dem Programm für Literatur- und Sprachwissenschaft vor allem für die Reihe „Akademie Studienbücher“ verantwortlich war, die damals ganz neu ins Leben gerufen wurde. Die Reihe war im Zuge der Einführung der Bachelorstudiengänge als Begleitung in der Lehre gedacht. Auch hier war meine Aufgabe als Lektorin das zielgruppengerechte Redigieren im Hinblick auf die Reihenkriterien und die Verständlichkeit für Studienanfänger, aber auch auf den fachwissenschaftlichen Anspruch der Lehrenden.

Dazu kommt, dass ich während meines gesamten Berufslebens Uwe Johnson nie ganz ‚los geworden‘ bin, nachdem ich bereits meine Doktorarbeit über ihn geschrieben

hatte. Auch das nützt mir heute natürlich bei der Bewältigung all der inhaltlichen, systematischen, editorischen Anforderungen an die Strukturierung und Einheitlichkeit einer Werkausgabe. Dafür muss ich meinen Gegenstandsbereich ziemlich gut kennen. Weil man bei der Gestaltung, bei der Kommentierung nicht nur den einzelnen Abschnitt im Blick haben darf, sondern immer auch die Gesamtheit der Ausgabe mitdenken muss.

Iser: Zu Ihren Aufgaben in der Arbeitsstelle „Uwe Johnson-Werkausgabe“ gehört unter anderem die „Entwicklung eines zukunftsfähigen Konzepts für die digitale Edition“². Was zeichnet, Ihrer Meinung nach, eine zukunftsfähige oder auch nachhaltige digitale Edition bzw. Editionswissenschaft aus?

Leuchtenberger: Das ist eine sehr komplexe Frage. Der Kern der Antwort liegt vielleicht in der Einsicht, dass alles permanent im Fluss ist. Man muss beweglich und lebendig bleiben. Man darf niemals behaupten: „Jetzt haben wir das gemacht, Haken dran! Da müssen wir nie wieder dran.“ Mein Kollege Fabian Kaßner, der bei uns für die Website zuständig ist, sagt, frei nach Uwe Johnson: „Von Zeit zu Zeit programmieren wir alles noch einmal.“ Jeder von uns, der im Internet unterwegs ist, kennt die Erfahrung, dass man auf eine Seite stößt, an der offensichtlich schon länger nicht mehr gearbeitet wurde und die nicht mehr den Nutzungsgewohnheiten entspricht. Das ist etwas, das uns dauerhaft beschäftigt, und nachhaltig kann man nur sein, wenn man seine Kern-daten von diesen Entwicklungen unabhängig macht. Das bedeutet, dass man seine Daten so hält, dass sie von quelloffener Software be- und verarbeitet werden können. Das ist inzwischen ein Standard in digitalen Editionen, auf den sich die Editions-wissenschaft geeinigt hat. Daten werden nach einem gemeinsamen standardisierten Regelwerk – der sogenannten TEI (Text Encoding Initiative) – in .xml ausgezeichnet. XML ist eine Auszeichnungssprache für Textinformationen und deren Darstellung. Das Wichtige daran ist, dass man es als Mensch lesen kann und dass die Verwendung plattform- und softwareunabhängig ist, und nicht proprietär gebunden – also unabhängig von bestimmten Softwareherstellern, die auch pleitegehen können.

Das ist der Kern und die Grundlage für jede nachhaltige Edition und zugleich eine Herausforderung. In unserem Fall ist es so, dass sowohl die digitale als auch die Printedi-tion aus derselben Datei generiert werden. Wenn wir unsere Satzdaten an den Verlag geben, beauftragt dieser einen Satzbetrieb, der aus unseren .xml-Daten nur das verwendet, was für das Buch relevant ist. Alle Informationen, die für die digitale Edition benötigt werden, sind ebenfalls in der Datei enthalten, werden bei der Auslesung für

² Mitarbeiter:innprofil: Dr. Katja Leuchtenberger. In: Internetauftritt des Instituts für Germanistik an der Universität Rostock. URL: <https://www.germanistik.uni-rostock.de/lehrende/wiss-mitarbeiterinnen-und-mitarbeiter/dr-katja-leuchtenberger/>

das Buch aber nicht berührt. Für die Auswahl der relevanten Daten gibt es Transformationen, die die .xml-Daten verarbeiten. Und diese Transformationen müssen auch gemeinsam weiterentwickelt werden. Das ist eine Situation, die für Verlage und Satzbetriebe und auch für uns als Autoren bzw. Editoren noch kaum eingespielt ist, und sie hat kaum noch etwas mit der klassischen Textverarbeitung zu tun. Das heißt, Nachhaltigkeit bedeutet für uns auch, dass wir gemeinsam an dieser Kommunikation der Zukunft arbeiten, indem wir uns gemeinsam weiterentwickeln.

Zudem gibt es ein paar Klassiker der Nachhaltigkeit, persistente Links zum Beispiel. Damit versucht man zu vermeiden, dass man auf einen Link klickt und dieser Link nicht mehr auf das ursprünglich verlinkte Angebot führt. Oder ein weiteres Beispiel: Als wir unsere Archivalien gescannt haben, mussten wir berücksichtigen, dass dies erstens mit hohem Arbeitsaufwand verbunden ist und zweitens auch aus konservatorischen Gründen möglichst nur einmal stattfinden sollte. Aufgrund dieser Erwägungen haben wir die Bildauflösung von den damals üblichen 300 DPI pauschal auf 600 DPI erhöht, weil die Erfahrung der zehn Jahre zuvor gezeigt hatte, dass sich die Qualitätsanforderungen immer weiter gesteigert haben. Ein weiteres Thema, das auch in der wissenschaftlichen Community noch gar nicht ausdiskutiert ist, ist natürlich Langzeitarchivierung. Aber wenn man sich die Kerndaten unabhängig hält, dann können die anderen Technologien kommen und gehen. Dann kann man seine Oberfläche den Bedürfnissen, die sich ja verändern, anpassen und dem Zuwachs an Material entsprechend umbauen. Nicht zuletzt sollte man Schnittstellen bieten, denn die Vision im Digitalen ist ja letztlich, ganze Forschungsumgebungen zu schaffen und in der letzten Konsequenz aus der (Einzel-)Edition herauszukommen. Dafür muss man offenbleiben, aber das kann man auch nicht auf dem Reißbrett planen.